

Übersetzen ist Macht





# Übersetzen ist Macht

Essays zur Frühen Neuzeit

Herausgegeben von  
Ulrike Draesner, Annkathrin Koppers,  
Regina Toepfer und Jörg Wesche

Wehrhahn Verlag

Der Druck des Buches wird durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft gefördert.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

1. Auflage 2023

Wehrhahn Verlag

[www.wehrhahn-verlag.de](http://www.wehrhahn-verlag.de)

Satz und Gestaltung: Wehrhahn Verlag

Druck und Bindung: Mazowieckie Centrum Poligrafii, Warschau

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Europe

© by Wehrhahn Verlag, Hannover

ISBN 978-3-86525-976-9

# Inhalt

Dialogisches Vorwort 7

Elena Parina

Annerch at yr hawddgar ddarleydd oder Ansprache an die geschätzte Leserschaft. Übersetzungen der Bibel ins Walisische 19

Caroline Mannweiler

Zur (Un)sichtbarkeit von Übersetzer:innen 29

Annkathrin Koppers

Übersetzungskulturen ausstellen. Geheimnisse, Geschenke, Geschichten 41

Jennifer Hagedorn

Welche Welt? Subjektivität und Kanonbildung in der Weltliteratur 49

Katja Triplett

Text(ilien) der Ohnmacht. Fragmente einer Erzählung 65

Lukas Maier

Von falschen Bärten und katholischen Prinzessinnen. Charles, Prince of Wales, in Spanien, 1623 89

Regina Toepfer	
Altsprachigkeit, Kontexte und Alternativen literarischen Übersetzens	105
Jörg Wesche	
Traum mehrsprachige Ausgaben	125
Hans-Jürgen Lüsebrink	
Übersetzung als Kritik. Zur intellektuellen Dynamik des Übersetzens im Aufklärungszeitalter	131
Julia Amslinger	
Die Feile der Grammatik	143
Über die Beteiligten	157
Zum Umschlagbild	160

## Dialogisches Vorwort

**Regina Toepfer** *Übersetzen ist Macht.* So lautet der Titel dieses Essaybandes und einer digitalen Ausstellung über eine Vergangenheit, in der Tätigkeiten des Übersetzens eine besonders wichtige Rolle spielten. Warum ist ausgerechnet die Beschäftigung mit den Übersetzungskulturen der Frühen Neuzeit so spannend?

**Jörg Wesche** Für mich sind zwei Aspekte besonders wichtig: Zum einen beginnen sich in der Frühen Neuzeit die Übersetzungsströme und damit auch -kulturen weltweit zu vernetzen. Das entfaltet – denkt man z.B. an die Internationalisierung der deutschen Dichtung im 17. Jahrhundert – gerade in Kunst, Literatur und Wissenschaft enorme Schubkräfte, löst aber auch gewaltige kulturelle und interkulturelle Konflikte aus. Diese sind, wie in kolonialen Herrschaftsverhältnissen nicht selten, mit Eroberung und Unterdrückung verknüpft oder lösen, wie bei den Bibelübersetzern, Verfolgung und Bestrafung bis hin zu Folter und Tod aus. Zum anderen ist mit der Ausdifferenzierung der Übersetzungskulturen auch eine Pluralisierung und Professionalisierung von Übersetzungstechniken verbunden, welche uns heute zum Teil fremd erscheinen. Übersetzungen nehmen sich zum Zweck kultureller Anpassung z.B. große Freiheiten. Die Ausgangstexte werden häufig stark umgearbeitet, erweitert, zusammengestrichen und kommentiert. Verbreitet sind zudem Weiterübersetzungen, bei denen Texte über eine oder sogar mehrere Vermittlungssprachen indirekt von einer Kultur zur anderen übertragen werden. Und die Übersetzer und teils auch Übersetzerinnen bleiben oft ungenannt, was auf Seiten der Leserschaft zu Irritationen führen kann und auch die historische Beschäftigung mit frühneuzeitlichen Übersetzungen

vielfach erschwert. Entsprechend sind gerade frühneuzeitliche Übersetzungskulturen tatsächlich eine besondere wissenschaftliche Herausforderung.

**Ulrike Draesner** Ich finde das Thema wichtig, weil auch heute Übersetzungskulturen in Frage stehen. In zunehmend mehrsprachigen Lebenswelten ist es dringend geboten, über das Dogma der Einsprachigkeit nachzudenken. Wie monolingual sind literarische und wissenschaftliche Texte wirklich? Blickt man genauer hin, geraten Autorschaft und Autorität in einen wunderbaren Strudel, der Exzesse der Kommunikation, Nebenbedeutungen sowie Strategien der Subversion willkommen heißt.

Vorstellungen von Wissen und Sprache als Emanationen eines weiblich-musengestützten Originalgenies bekräftigen weiterhin autoritäre Bilder von Autorschaft. Zudem wird die Übersetzungsvorgängen im ›klassischen‹ Verständnis inhärente Hierarchisierung von Original und Ableitung benutzt, um Machtansprüche durchzusetzen, kulturelle Kolonialisierung zu betreiben. Da kommt die Frühe Neuzeit wie gerufen: anarchische Freiheit, Erweiterung des Textes, gemeinsamer Wissensbau, Nichtachtung des ›Originals‹. Anregung also, zum einen. Zum anderen ein tiefer Blick in die kritischen Grundlagen europäisch-westlicher Kulturen. Wir stoßen in der Frühen Neuzeit auf skrupellose Missionsgeschichten und brutale Abwertungen von Menschen, auf kulturelle Hegemonie, schamlos verbunden mit ökonomischem Profitstreben. Mich interessiert eine Relektüre und Neubewertung dieser Vorgänge im Licht des 21. Jahrhunderts.

**Annkathrin Koppers** Übersetzungskulturen sind freilich immer und in jeder Richtung spannend. Und der Vergleich von frühneuzeitlichen und aktuellen Übersetzungskulturen macht deutlich, wie beide zum Teil ähnlich funktionieren und immer noch zusammenhängen: Medienwandel (Buchdruck vs. Social Media) führt zu Bildungs- und Autonomiebewegungen (Humanismus, Refor-



mation, Aufklärung vs. BlackLivesMatter, #metoo, FridaysForFuture, etc.), wirtschaftlicher Aufschwung zu Machtausdehnung. Zu Beginn der Zeitspanne, über die wir sprechen, dachte Columbus, er hätte Indien betreten. Ein historischer Moment, der auch heute noch oft genug die ›Entdeckung‹ und eben nicht ›Eroberung‹ Amerikas genannt wird. Das sagt viel über die Perspektive aus, mit der die westliche auf den Rest der Welt schaut. Und diese Perspektive hat sich, gemeinsam mit vielen anderen Kommunikationsmustern, in der Frühen Neuzeit etabliert.

**Regina Toepfer** Überhaupt ist es erstaunlich, wie viele gesellschaftliche Fragen mit dem Übersetzen verbunden sind – natürlich wiederum nicht nur in der Frühen Neuzeit, sondern ebenso in der Gegenwart. Deshalb finde ich es merkwürdig, dass sich die meisten Menschen überhaupt keine Gedanken darüber machen, dass Übersetzungen von einer vermittelnden Zwischeninstanz stammen, die ihr eigenes Verständnis in ein literarisches Werk, einen Film, oder ein anderes Medium hineingetragen hat. Als Übersetzungsforscherin interessiere ich mich genau für solche sprachlichen, medialen und hermeneutischen Verschiebungen. Durch Vergleiche zwischen Ausgangs- und Zieltexten lässt sich ergründen, wie sich kulturelle Vorstellungen, anthropologische Konzepte, genderspezifische Leitbilder, soziale Werte und Normen in unterschiedlichen Kontexten und Kulturen verändern. Die deutschen Antikenübersetzungen des 16. Jahrhunderts zum Beispiel verraten in der Regel mehr über die frühneuzeitlichen Übersetzer als über die Verfasser der antiken Ausgangstexte. In der Moderne haben sich unsere Maßstäbe, Kriterien und Erwartungen an literarische Übersetzungen zwar verändert, dennoch handelt es sich um eine so anspruchsvolle subjektive wie gesellschaftliche und zweckbezogene Tätigkeit, dass man den Einfluss von Übersetzerinnen und Übersetzern deutlich stärker wahrnehmen und wertschätzen sollte.

**Jörg Wesche** Hervorgegangen ist unser Projekt aus einem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Schwerpunktprogramm, d.h. einem bundesweit zusammengesetzten interdisziplinären Forschungsverbund, in dem Expert:innen aus unterschiedlichen Fächern (Germanistik, Geschichte, Judaistik, Keltologie, Kunstgeschichte, Romanistik und Translationswissenschaft) gemeinsam die Übersetzungskulturen der Frühen Neuzeit erforschen. In diesem Verbund war es uns von Anfang an wichtig, unsere Forschungsthemen und -ergebnisse auch einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Zu diesem Zweck haben wir eine digitale Ausstellung konzipiert, die auch den Anstoß zum vorliegenden Essayband gab. Die Beteiligten des Verbunds waren eingeladen, als Alternative zu einem Ausstellungskatalog in der offenen Form des Essays frei über das Thema zu reflektieren. Rund die Hälfte der Personen ist dieser Einladung gefolgt und hat sich auf das Schreibexperiment eingelassen.

**Regina Toepfer** Die digitale Ausstellung wurde in wesentlichen Teilen von der koordinierenden Mitarbeiterin unseres Forschungsverbunds, Annkathrin Koppers, kuratiert. Bereits in diesem Medium haben die beteiligten Wissenschaftler:innen versucht, ihre Gegenstände in die Breite zu vermitteln. Wie haben Sie diesen Vorbereitungs- und Entwicklungsprozess erlebt, Frau Koppers, und gibt es bei der Konzeption ähnliche Anforderungen wie bei einem Essayband?

**Annkathrin Koppers** Die Übersetzungskulturen der Frühen Neuzeit sind vielfältig, genauso divers und unterschiedlich sind die Untersuchungsgegenstände und Methoden der beteiligten Forschungsprojekte und die beteiligten Forscher:innen. Ursprünglich sollte die Ausstellung in den Räumen unserer Kooperationspartnerin, der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel, realisiert werden. Für mich hieß das zunächst, organisatorisch und inhaltlich die richtigen Ansprechpartner:innen für die Umsetzung

vor Ort auszumachen. Der nächste Schritt war, ein thematisches Dach zu finden, unter dem sich alle Projekte versammeln konnten. Übersetzung und Macht erschien uns als Themenkomplex schließlich hervorragend geeignet, um gemeinsam zu fragen, wer in der Frühen Neuzeit übersetzt, was übersetzt wird und welche Machtfaktoren dabei eine Rolle spielen. Nach einer Phase des Abklopfens von Ideen dazu habe ich die Beteiligten gebeten, im Blick auf unser intendiertes Publikum passende Exponate vorzuschlagen. Darauf folgte eine Zeit des Sichtens und Sortierens. Als es dann an die konkrete Installation der Objekte mit Leihverträgen, klimatischen Bedingungen in einzelnen Vitrinen, der Verteilung im Raum usw. gehen sollte, wurde leider klar, dass die Coronapandemie keine Ausstellung in der Herzog August Bibliothek zulassen würde. Die neue Herausforderung war folglich, so schnell wie möglich in Richtung digitale Ausstellung umzudenken, wiederum die richtigen Ansprechpartner:innen dafür zu suchen und dabei natürlich auch alle Beteiligten mitzunehmen. Meine Rolle als Kuratorin war also herauszufinden, welches das richtige Boot für uns ist, dafür zu sorgen, dass alle motiviert im selben Boot sitzen und schließlich auch in die gleiche Richtung segeln wollen. Gleichzeitig aber allen die Freiheit zu lassen, genau die Knoten zu knüpfen, die sie für die sinnvollsten und kreativsten hielten. Genau an diesem Punkt, denke ich, kreuzen sich letztlich auch die Ziele von Ausstellung und Essayband.

**Ulrike Draesner** Ich bin keine Frühe Neuzeit-Forscherin. Wenn ich forsche, dann literarisch. Und ab und an übersetze ich, vor allem Poesie. Warum haben Sie mich mit in Ihre Runde eingeladen?

**Regina Toepfer** Genau aufgrund dieser besonderen Fähigkeiten und Perspektiven haben wir Sie eingeladen. Als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind wir von unseren Untersuchungsgegenständen begeistert und möchten natürlich auch vermitteln, warum eine Beschäftigung mit den Übersetzungskulturen der

Frühen Neuzeit noch im 21. Jahrhundert lohnend ist. Wir wollen in gewisser Weise also selbst als Übersetzerinnen und Übersetzer tätig sein und historische Themen, Texte und Fragen in die Gegenwart übertragen. Wenn man in einer akademischen Ausgangskultur sozialisiert ist, kann es freilich schwerfallen, eine Sprache zu finden, die außerhalb der eigenen Disziplin verstanden wird und dem intendierten Zielpublikum gefällt. Gerade bei unserem Versuch, Essays zu schreiben, wünschten wir daher professionelle Unterstützung.

**Jörg Wesche** Und die essayistische Form ist dazu ideal. Denn wissenschaftliches Schreiben muss in erster Linie den jeweiligen Fachanforderungen genügen. Der Essay bietet demgegenüber besondere Spielräume in der Auseinandersetzung mit den historischen Gegenständen. Man kann freier argumentieren, thesenhafter arbeiten, die eigene Person einbringen, Wertungen vornehmen und die Sprache kreativer gebrauchen. Ulrike Draesner ist nicht nur selbst als Essayistin, sondern auch in der Verständigung über die Form im praktischen Literaturunterricht erfahren. Das hat unserem stark interdisziplinär zusammengesetzten Fachkreis wichtige Impulse gegeben. Selbstbefragung hin auf das eigene Schreiben, das Durchbrechen eingeübter Routinen und die Sensibilisierung für die Chancen und hohen Anforderungen der Form kamen in der Zusammenarbeit in Gang. Dabei sind die Texte nicht zuletzt an der gegenseitigen Irritation enorm gewachsen.

**Regina Toepfer** Gab es denn inhaltliche Erkenntnisse, thematische Aspekte oder Darstellungsweisen, die Sie als Autorin überrascht haben? Wie kann es Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus Ihrer Sicht gelingen, historische Forschungen für akademische Laien zu übersetzen und Untersuchungsergebnisse essayistisch zu behandeln?

**Ulrike Draesner** Ich habe den Auftrag, Wissenschaftler:innen bei ersten Schritten im essayistischen Schreiben zu begleiten, sehr gern angenommen. Die sich in der Bitte ausdrückende Haltung, altvertraute Schreib- und damit Denkbahnen zu verlassen, um öffentlich etwas Neues auszuprobieren und die Frühneuzeitforschung frisch zu denken, scheint mir wichtig, wenn Wissensvermittlung in den kommunikativen Formen des 21. Jahrhunderts gelingen soll.

Essays also – und die Freiheit ihrer ›Logiken‹ (immer im Plural). Ihre Mischung aus Analyse und Erzählung. Aus Denken-rischem, Historischem, Assoziativem. Die Frage nach dem Persönlichen (Wer bin ich, darf ich, will ich hier sein? Wer spricht?). Mit einem Mal kann ich mich nicht mehr hinter meiner akademischen Persona verstecken. Eine derartig grundlegende Veränderung der Äußerungsform gelingt nur, wenn sie von einer neuen Haltung dem Stoff gegenüber begleitet wird. Sie erzwingt diese Haltungsänderung geradezu. Der Band zeigt ein breites Spektrum von Schreibweisen auf dem Weg zwischen wissenschaftlichem Beitrag und eher essayistischer Form. Ich ziehe den Hut vor allen Wissenschaftler:innen, die das Experiment mitgemacht haben. Ich weiß, dass es nicht einfach war. Und für manche:n durch meine Lektüre noch herausfordernder wurde. Gleich zu Anfang wurde einem alles weggenommen: Schreibweise, Jargon, unpersönliches nominales, fußnotenabgestütztes Formulieren, breite Zitatstrecken, niemals Nachdenken über die Erzählperspektive, passivisch Konstruieren etc. All das, was die Beiträger:innen seit Jahren, wenn nicht Jahrzehnten, benutzen. So ein Sprachjäckchen wächst einem richtig an den Leib, und es ist nicht leicht, es abzulegen. Ich kann nicht wirklich einschätzen, inwiefern sich in der Folge auch die Ergebnisse änderten, doch lese ich aus den hier versammelten Texten, dass zumindest in einigen Fällen auch für die Autor:innen neue Verbindungen sichtbar wurden, nicht zuletzt in die eigene Lebensgeschichte zurück. Wissenschaftliches Schreiben und Denken scheint mir immer wieder an das Ideal einer hypostasierten Objektivität glauben zu wollen, die längst zu Grabe getragen sein sollte.

Man muss keine Hermeneutikerin sein, um zu sehen, warum es sie nicht geben kann. Damit rede ich selbstverständlich nicht einem billigen *anything goes* das Wort, im Gegenteil: zur Redlichkeit eines geisteswissenschaftlichen Ansatzes gehört es, sich der eigenen Quellen und Mittel zu versichern. Sprich: Gerade der Versuch, vor sich selbst und anderen jenen ›blinden Fleck‹ einzuholen (ihm möglichst nahe zu kommen), aus dem die eigene Sichtweise, das eigene Interesse, die eigenen Voreingenommenheiten sich speisen, sind Ausweis von Wissenschaftlichkeit in einem zweiten Sinn.

Auch deswegen hat mir die Arbeit Freude gemacht. Der Essay ist eine herrliche Gattung. Eine Königsdisziplin. Sanft an der Oberfläche, hinterrücks fordernd schon in der ersten Schicht, die ihr folgt. Ein Netzwerk, das zu bauen ist, ein Archipel (man muss unter und über Wasser schreiben), ein Sternennetz (und wie schnell reist dein Licht?). Ein derartiges Schreiben, konsistent *und* springend, bildlich sicher *und* logisch messerscharf, sprachlich *und* gedanklich schön, erlernt sich nicht ad hoc. Es erfordert Sprachgehör, Rhythmusgefühl, innere Freiheit. Und eine immer wieder neu und weiter zu entwickelnde Furchtlosigkeit des Denkens. Sie bedeutet, nichts für gegeben zu erachten. Wie nebenbei umfasst sie auch die Frage: Wem nützt, was ich tue? Warum sollen Menschen sich heute mit diesen Dingen beschäftigen? Abgesehen von seinen Inhalten sehe ich diesen Band als Aufmunterung an andere Forscher:innen: Kommt mit auf diesem Schreibweg. Als erste Etappe, als redliche Mitschrift eines Selbstversuches stellen die Beiträge dieses Bandes sich vor.

**Jörg Wesche** Die einleitenden Essays fragen nach der Macht und Ohnmacht übersetzender Akteur:innen. Die Keltologin Elena Parina und die Romanistin Caroline Mannweiler lenken aus ihrer jeweiligen Fachperspektive den Blick zunächst auf ein Grundproblem von Machtverhältnissen in Übersetzungskulturen schlechthin, nämlich die Unsichtbarkeit von Übersetzer:innen. Trotz ihrer zentralen Vermittlungsposition geraten diese nur allzu